

Robin LaFevers

GRAVE MERCY

Die Horizon des Todes





DIE AUTORIN

Robin LaFevers wuchs auf mit Märchen, Bulfinchs Mythologie und der Dichtung des 19. Jahrhunderts. Kein Wunder, dass aus ihr eine hoffnungslose Romantikerin wurde. Sie hatte das Glück, ihre große Liebe zu finden, und lebt heute mit ihrem Mann in Südkalifornien.

ROBIN LAFEVERS

GRAVE
MERCY

Die Novizin des Todes

Aus dem Englischen
von Michaela Link





cbj
ist der Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
für dieses Buch liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Oktober 2012
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
Deutschsprachige Ausgabe © 2012 cbj Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
© 2012 by Robin LaFevers
Erstmals erschienen 2012 unter dem Titel
»His Fair Assassin. Grave Mercy« bei Houghton Mifflin,
einem Imprint der Houghton Mifflin Harcourt
Publishing Company, New York.
Aus dem Englischen von Michaela Link
Umschlagfoto: Richard Jenkins
Landkarte: Cara Llwellyn
Umschlaggestaltung: init.büro für gestaltung, Bielefeld,
unter Verwendung des Originalumschlags
MI · Herstellung: CZ
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-570-40156-9
Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

*Für Mark, der mir erstmals zeigte,
wie wahre Liebe aussieht.*



LANNION
TONQUEDEC
MORLAIX
GUINGAMP
BREST
CARHAIX
ÎLE DE SEIN
QUIMPER
CONCARNEAU





ST MALO

DOL

DINAN

FOUGÈRES

DAS HERZOGTUM BRETAGNE

RENNES

VITRÉ

CHATEAUBRIANT

FORET DE GAVRE

AURAY

VANNES

REDON

LA ROCHE BERNARD

ST LYPHARD

BLAIN

ANCENIS

GUÉRANDE

NANTES



DIE FIGUREN IM ÜBERBLICK

Ismae Rienne

Ismaes Vater

Guillo, der Schweinebauer

Kräuterhexe

IM KONVENT

Äbtissin

Schwester Thomine, Meisterin der Kampfkünste

Annith, Novizin

Schwester Serafina, Meisterin der Gifte und Heilerin

Sybella, Novizin

Schwester Widona, Stallmeisterin

Schwester Beatriz, Lehrerin für Benimm, Tanz und weibliche
Künste

Schwester Eonette, Historikerin und Archivarin des Konvents

Schwester Arnette, Waffenmeisterin

Schwester Claude, verantwortlich für die Vogelzucht

Schwester Vereda, die betagte Hellseherin

Runnion, Verräter an der Bretagne und Ismaes erstes Opfer

Martel, französischer Spion und Ismaes zweites Opfer

DER KRONRAT

Graf Maurice Crunard, Kanzler der Bretagne

Gräfin Françoise Dinan, Gouvernante der Herzogin

Graf Jean Rieux, Marschall der Bretagne und Lehrer der
Herzogin

Graf Dunois, Hauptmann des bretonischen Heeres

DER BRETONISCHE HOF UND ADEL

Anne, Herzogin der Bretagne, Gräfin von Nantes, Montfort
und Richmont

Isabeau, Annes Schwester

Herzog François II. (verstorben)

Baron Lombart, bretonischer Edelmann

Gavriel Duval, bretonischer Edelmann

Benabic de Waroch, genannt die Bestie, Ritter

Raoul de Lornay, Ritter

Baron Geffoy, bretonischer Edelmann

Baronin Katerine Geffoy, seine Gemahlin

Madame Antoinette Hivern, Mätresse von François II.

François Avaugour, Ritter

Graf Alain d'Albret, bretonischer Edelmann mit großen
Ländereien in Frankreich und einer der Bewerber um
die Hand der Herzogin

Charles VIII., König von Frankreich

Anne de Beaujeu, Regentin Frankreichs

Norbert Gisors, Botschafter der Regentin Frankreichs

Frédéric, Herzog von Nemours, einer der Bewerber um die
Hand der Herzogin

Maximilian von Österreich, Kaiser des Heiligen Römischen
Reiches und einer der Bewerber um die Hand der Herzogin

Eins

BRETAGNE 1485

ICH HABE EINE DUNKELROTE Narbe, die sich von meiner linken Schulter zu meiner rechten Hüfte zieht. Es ist die Spur, die das Gift der Kräuterhexe hinterlassen hat, mit dessen Hilfe meine Mutter versucht hat, mich aus ihrem Schoß zu vertreiben. Dass ich überlebte, ist nach Meinung der Kräuterhexe kein Wunder, sondern ein Zeichen dafür, dass ich vom Gott des Todes selbst gezeugt wurde.

Man hat mir erzählt, mein Vater habe einen Wutanfall bekommen und die Hand gegen meine Mutter erhoben, noch während sie schwach und blutend in den Nachwehen lag. Bis die Kräuterhexe ihn darauf hinwies, dass der Gott des Todes, wenn meine Mutter tatsächlich sein Lager geteilt habe, gewiss nicht untätig zusehen würde, wie mein Vater sie schlug. Ich werfe einen Seitenblick auf Guillo, meinen zukünftigen Ehemann, und frage mich, ob mein Vater ihm von meiner Abstammung erzählt hat. Ich schätze, er hat es nicht getan, denn wer würde drei Silbermünzen für das bezahlen, was ich bin? Außerdem wirkt Guillo viel zu selbstzufrieden, als dass er von meinem wahren Wesen hätte Kenntnis haben können. Wenn mein Vater ihn

überlistet hat, wird das nichts Gutes für unsere Verbindung bedeuten. Dass wir in Guillos Hütte vermählt werden statt in einer Kirche, verstärkt mein Unbehagen noch.

Ich spüre den bohrenden Blick meines Vaters auf mir ruhen und schaue auf. Der Triumph in seinen Augen macht mir Angst, denn wenn er triumphiert, dann habe ich gewiss auf irgendeine Weise verloren, die ich noch nicht verstehe. Trotzdem lächle ich, weil ich ihn davon überzeugen will, dass ich glücklich bin – denn nichts widerstrebt ihm mehr als mein Glück.

Aber während ich meinen Vater mühelos belügen kann, ist es schwerer, mir selbst etwas vorzumachen. Ich habe Angst, große Angst vor diesem Mann, dem ich jetzt gehören werde. Ich betrachte seine massigen, breiten Hände. Genau wie mein Vater hat er Dreckkrusten unter den Fingernägeln und Schmutz in den Falten seiner Haut. Wird die Ähnlichkeit da enden? Oder wird auch er diese Hände schwingen wie Knüppel?

Es ist ein neuer Anfang, versuche ich mir zu sagen, und trotz all meiner Befürchtungen kann ich einen winzigen Funken der Hoffnung nicht ersticken. Guillo will mich genug, um drei Silbermünzen zu zahlen. Wo Begehren ist, ist doch bestimmt auch Platz für Freundlichkeit? Das ist das eine, was meine Knie daran hindert gegeneinanderzuschlagen und meine Hände zu zittern. Das andere ist der Priester, der gekommen ist, um die Messe zu lesen. Denn obwohl er nicht mehr ist als ein Dorfpfaffe, lässt mich der verstohlene Blick, den er mir über sein Gebetsbuch hinweg zuwirft, glauben, dass er weiß, wer und was ich bin.

Während er die letzten Worte der Zeremonie murmelt, starre ich auf die Gebetsschnur aus grobem Hanf mit den neun Holzperlen, die ihn als einen Anhänger der alten Sitten ausweist. Selbst als er die Schnur um unsere Hände schlingt und unsere

Vereinigung mit dem Segen Gottes und der neun alten Heiligen besiegelt, halte ich den Blick gesenkt, voller Angst, die Selbstgefälligkeit in den Augen meines Vaters zu sehen oder das, was das Gesicht meines Ehemannes vielleicht zeigt.

Als der Priester fertig ist, tappt er auf schmutzigen Füßen davon, und seine groben Ledersandalen klatschen laut auf dem Boden. Er nimmt sich nicht einmal die Zeit, um einen Humpen auf unsere Vereinigung zu trinken. Ebenso wenig tut es mein Vater. Bevor sich der Staub hinter seinem abfahrenden Karren gelegt hat, gibt mir mein neuer Ehemann einen Klaps auf den Hintern und zeigt grunzend Richtung Dachboden.

Ich balle die Fäuste, um das Zittern meiner Hände zu verbergen, und gehe durch den Raum zu der wackeligen Treppe hinüber. Während Guillo sich mit einem letzten Humpen Bier stärkt, steige ich zum Dachboden hinauf und zu dem Bett, das ich jetzt mit ihm teilen werde. Ich vermisse meine Mutter schmerzlich, denn obwohl sie Angst vor mir hatte, hätte sie mir doch für meine Hochzeitsnacht gewiss einen weiblichen Rat gegeben. Aber sowohl sie als auch meine Schwester waren vor langer Zeit geflohen – eine zurück in die Arme des Todes und die andere in die Arme eines wandernden Kesselflickers.

Ich weiß natürlich, was zwischen einem Mann und einer Frau geschieht. Unsere Hütte ist klein und mein Vater laut. Es gab so manche Nacht, in der rhythmische Bewegungen, begleitet von Stöhnen, unsere dunkle Hütte erfüllten. Am nächsten Tag wirkte mein Vater immer eine Spur weniger übellaunig, meine Mutter dafür umso mehr. Ich versuche mir einzureden, dass das Ehebett, wie abscheulich es auch sein mag, gewiss nicht schlimmer sein kann als das grobe Temperament und die harten Fäuste meines Vaters.

Der Dachboden ist ein enger, muffiger Raum, der so riecht, als würden die rauen Fensterläden an der Stirnseite nie geöffnet. Ein Bettgestell aus Holz und Seil trägt eine Matratze aus Stroh. Davon abgesehen gibt es nur einige Haken, um Kleider aufzuhängen, und eine schlichte Truhe am Fußende des Bettes.

Ich setze mich auf die Kante der Truhe und warte. Es dauert nicht lange. Ein schweres Knarren der Treppe warnt mich, dass Guillo auf dem Weg ist. Mein Mund wird trocken und Übelkeit steigt in mir auf. Da ich ihm nicht den Vorteil der überlegenen Größe geben will, stehe ich auf.

Als er den Raum erreicht, zwingt mich, ihm ins Gesicht zu sehen. Seine Schweinsaugen weiden sich an meinem Körper und wandern von meiner Stirn hinunter zu meinen Knöcheln und dann zurück zu meinen Brüsten. Die beharrliche Forderung meines Vaters, mein Gewand ganz eng zu schnüren, erfüllt ihren Zweck, da Guillo kaum etwas anderes ansehen kann. Er deutet mit seinem Humpen auf mein Mieder, und Bier schwappt über den Rand und tropft auf den Boden. »Zieh es aus.« Seine Stimme ist belegt von Begehren.

Ich starre auf die Wand hinter ihm, und meine Finger zittern, als ich die Bänder zu lösen versuche. Aber ich bin nicht schnell genug. Unmöglich, schnell genug zu sein. Er macht drei riesige Schritte in meine Richtung und schlägt mich heftig auf die Wange. »Sofort!«, brüllt er, als mein Kopf zurückzuckt.

Galle steigt mir in die Kehle, und ich fürchte, dass ich mich übergeben werde. So wird es also zwischen uns sein. Das war der Grund, warum er bereit war, drei Silbermünzen zu zahlen.

Meine Bänder sind endlich offen, und ich lege mein Mieder ab, sodass ich in Rock und Leibchen vor ihm stehe. Die abge-

standene Luft, die noch Sekunden zuvor zu warm war, streift jetzt kalt meine Haut.

»Dein Rock«, blafft er schwer atmend.

Ich löse die Bänder und trete aus meinem Rock. Als ich mich umdrehe, um ihn auf die nahe Truhe zu legen, greift Guillo nach mir. Er ist überraschend schnell für einen so massigen und dummen Menschen, aber ich bin schneller. Ich habe jahrelange Übung darin, den Wutanfällen meines Vaters zu entfliehen.

Ich zucke zurück, wirbele aus seiner Reichweite und erzürne ihn damit. Dabei denke ich gar nicht darüber nach, wohin ich laufen könnte, sondern wünsche mir nur, das Unausweichliche noch ein Weilchen länger hinauszuschieben.

Ein lautes Krachen ertönt, als Guillos halbleerer Humpen die Wand hinter mir trifft, und Bier spritzt durch den Raum. Guillo knurrt und macht einen Satz, aber irgendetwas in mir will – kann – es ihm nicht so leicht machen. Ich hechte aus seiner Reichweite.

Aber nicht weit genug. Ich spüre ein Ziehen, dann höre ich ein Reißen von Stoff, als er mein dünnes, abgetragenes Leibchen zerfetzt.

Stille erfüllt den Dachboden – lähmende Schockstille, selbst Guillos erregtes Atmen setzt aus. Ich spüre, wie sein Blick meinen Rücken hinunterwandert und er die roten Schwielen und Narben sieht, die das Gift hinterlassen hat. Ich schaue über die Schulter und sehe, dass sein Gesicht kreidebleich geworden ist und seine Augen sich geweitet haben. Als unsere Blicke sich treffen, weiß er, dass er übertölpelt wurde. Dann brüllt er, ein langer, tiefer Laut des Zorns, in dem sich zu gleichen Teilen Wut und Furcht mischen.

Einen Augenblick später kracht seine grobe Hand gegen mei-

nen Schädel, und ich falle auf die Knie. Der Schmerz sterbender Hoffnung ist schlimmer als Guillos Fäuste und Stiefel.

Als sein Zorn verraucht ist, bückt er sich und packt mich am Haar. »Jetzt werde ich einen richtigen Priester holen. Er wird dich verbrennen oder dich ertränken. Vielleicht beides.« Er schleift mich die Treppe hinunter, und meine Knie schlagen schmerzhaft gegeneinander. Er zerrt mich weiter durch die Küche, dann stößt er mich hinunter auf die gestampfte Erde des kleinen Kellers, schlägt die Tür zu und verschließt sie.

Mit blauen Flecken und möglicherweise gebrochenen Knochen liege ich auf dem Boden, meine zerschundene Wange in den kühlen Dreck gepresst. Außerstande, mich daran zu hindern, lächele ich.

Ich bin dem Schicksal entgangen, dass mein Vater für mich geplant hatte. Am Ende bin ich diejenige, die gewonnen hat, nicht er.

Das Quietschen des Riegels, der angehoben wird, reißt mich aus dem Schlaf. Ich setze mich auf und presse mir die zerfetzten Überreste meines Leibchens an die Brust. Als die Tür sich öffnet, sehe ich zu meiner Überraschung den Dorfpfaffen, diesen Hasenfuß, der nur Stunden zuvor unsere Ehe gesegnet hat. Guillo ist nicht bei ihm, und meiner Meinung nach ist jeder Augenblick ohne meinen Vater oder Guillo ein glücklicher.

Der Priester wirft einen Blick hinter sich, dann bedeutet er mir, ihm zu folgen.

Ich stehe auf, und das Kellerloch dreht sich schwindelerregend. Ich lege eine Hand an die Wand und warte darauf, dass das Gefühl abebbt. Der Priester gestikuliert abermals, drängender. »Wir haben nicht viel Zeit, bis er zurückkommt.«

Seine Worte machen mir den Kopf klar, wie nichts anderes es kann. Wenn er ohne Guillos Wissen handelt, dann hilft er mir bestimmt. »Ich komme.« Ich stoße mich von der Wand ab, trete vorsichtig über einen Sack Zwiebeln und folge dem Geistlichen in die Küche. Es ist dunkel; das einzige Licht kommt von den glimmenden Kohlen im Herd. Ich sollte mich fragen, wie der Priester mich gefunden hat, warum er mir hilft, aber es ist mir gleich. Ich kann an nichts anderes denken als daran, dass er nicht Guillo und nicht mein Vater ist. Der Rest spielt keine Rolle.

Er führt mich zur Hintertür, und an einem Tag voller Überraschungen entdecke ich eine weitere, als ich die alte Kräutерhexe aus unserem Dorf in der Nähe stehen sehe. Wenn ich mich nicht so sehr darauf konzentrieren müsste, einen Fuß vor den anderen zu setzen, würde ich sie fragen, was sie hier tut, aber ich habe schon Mühe, mich aufrecht zu halten und nicht der Länge nach in den Schmutz zu fallen.

Als ich in die Nacht hinaustrete, entfährt mir ein Seufzer der Erleichterung. Es ist dunkel draußen, und die Dunkelheit war immer meine Freundin. In der Nähe wartet ein Karren. Der Priester hilft mir auf die Ladefläche und berührt mich dabei so wenig wie möglich, bevor er zum Kutschbock eilt und sich hinaufschwingt. Er schaut mich über seine Schulter hinweg an, dann wendet er den Blick ab, als habe er sich verbrannt. »Da hinten ist eine Decke«, murmelt er, während er den Klepper auf den gepflasterten Weg lenkt. »Krieche darunter.«

Meine geschundenen Knochen scheuern schmerzhaft auf dem harten Holz des holprigen Karrens, und die fadenscheinige Decke kratzt und riecht nach Esel. Trotzdem wünschte ich, sie hätten eine zweite als Polster dazugelegt. »Wohin bringt Ihr mich?«

»Zum Boot.«

Ein Boot bedeutet Wasser, und die Überquerung von Wasser bedeutet, dass ich weit fort sein werde von meinem Vater und Guillo und der Kirche. »Und wohin bringt mich das Boot?«, frage ich, aber der Priester antwortet nicht. Erschöpfung überwältigt mich. Ich habe keine Kraft mehr, ihm weiter zuzusetzen; der Versuch, Antworten aus ihm herauszuholen, ist wie der Versuch, einem dornigen Busch saftige Beeren abzuringen. Ich strecke mich aus und überlasse mich dem Schaukeln des Karrens.

Und so beginnt meine Reise quer durch die Bretagne. Ich werde wie eine verbotene Fracht geschmuggelt, versteckt zwischen Rüben oder im Heu auf der Ladefläche von Wagen, geweckt von verstohlenen Stimmen und tastenden Händen, während ich von Priestern zu Kräuterfrauen weitergereicht werde, eine verborgene Kette jener, die in Übereinstimmung mit den alten Heiligen leben und entschlossen sind, mich nicht der Kirche zu überlassen. Die Priester mit ihren unbeholfenen Bewegungen und ihren modrigen, abgetragenen Roben sind durchaus freundlich, aber, was meinen geschundenen Körper anbetrifft, ungeübt in Sanftheit oder Mitgefühl. Die Kräuterhexen mag ich lieber; ihre risigen, abgearbeiteten Hände sind weich wie Lammwolle, und der scharfe, würzige Duft von hundert verschiedenen Kräutern haftet ihnen an wie ein wohlriechendes Parfum. Die meisten verabreichen mir eine Mohntinktur gegen meine Verletzungen, während die Priester mir lediglich ihr Mitleid aussprechen, und einige tun auch dies nur widerstrebend.

Als ich aufwache – ich schätze, es ist die fünfte Nacht meiner Reise –, rieche ich den salzigen Geruch des Meeres und erinnere mich an das Versprechen, auf ein Boot gebracht zu wer-

den. Ich mühe mich in eine aufrechte Position und stelle erfreut fest, dass meine Prellungen schon viel weniger schmerzen und meine Wunden nicht mehr brennen. Wir passieren ein kleines Fischerdorf. Gegen die Kälte ziehe ich die Decke dicht um mich und bin gespannt darauf, was als Nächstes geschehen wird.

Ganz am Rand des Dorfes steht eine steinerne Kirche. Dort hin lenkt der letzte Priester unseren Karren, und ich bin erleichtert, am Tor der Kirche den Anker des heiligen Mer zu sehen, eines der alten Heiligen. Der Priester zügelt sein Pferd. »Steig aus.«

Ich kann nicht sagen, ob es Müdigkeit oder Geringschätzung ist, was ich in seiner Stimme höre, aber so oder so, meine Reise mit ihm ist fast zu Ende, also ignoriere ich es und steige aus dem Karren, wobei ich die Decke fest um mich geschlungen halte, damit ich sein Gefühl für Schicklichkeit nicht verletze.

Sobald er das Pferd angebunden hat, führt er mich zum Strand, wo ein einsames Boot wartet. Der tintenschwarze Ozean breitet sich aus, so weit das Auge reicht, und lässt das Boot sehr klein erscheinen.

Ein alter Seemann sitzt vornübergebeugt im Bug. An einer Schnur um seinen Hals hängt eine knochenweiß gebleichte Muschel, was ihn als einen Anhänger des heiligen Mer ausweist. Ich frage mich, was er davon hält, mitten in der Nacht geweckt zu werden und Fremde auf das dunkle Meer hinausrudern zu müssen.

Die blassblauen Augen des Seemanns wandern über mich hinweg. Er nickt. »Steigt ein. Wir haben nicht die ganze Nacht Zeit.« Er schiebt mir ein Ruder hinüber, und ich ergreife es, um mich daran festzuhalten, während ich in das Boot steige.

Das kleine Boot schwankt und schaukelt, und für einen Mo-

ment fürchte ich, dass es mich in das eisige Wasser werfen wird. Aber es richtet sich wieder auf, und dann steigt der Priester ein, sodass der Rumpf noch tiefer ins Wasser sinkt.

Der alte Seemann brummt etwas Unverständliches, dann steckt er den Riemen zurück in die Dolle und beginnt zu rudern.

Wir erreichen die kleine Insel, gerade als die Morgendämmerung den Horizont im Osten rosig färbt. Die Insel sieht in dem frühen, spärlichen Licht karg aus. Als wir näher kommen, sehe ich eine Steinstele neben einer Kirche und begreife, dass wir zu einer der alten Gebetsstätten fahren.

Kies knirscht unter dem Rumpf des Bootes, als der alte Seemann es direkt auf den Strand rudert. Er macht eine ruckartige Kopfbewegung in Richtung des steinernen Bollwerks. »Nun steigt aus. Die Äbtissin von St. Mortain erwartet Euch.«

Der heilige Mortain? Der Schutzpatron des Todes. Ein Beben des Unbehagens überkommt mich. Ich betrachte den Priester, der den Blick abwendet, als sei es eine zu große fleischliche Versuchung, mich anzusehen.

Ich ziehe die Decke noch fester um mich, klettere unbeholfen aus dem Boot und trete in das flache Wasser. Hin und her gerissen zwischen Dankbarkeit und Ärger mache ich einen kleinen Knicks und lasse dabei die Decke für den Bruchteil einer Sekunde vorsätzlich von meiner Schulter gleiten.

Das hat gereicht. Befriedigt über das Aufkeuchen des Priesters und das Zungenschmalzen des alten Seemanns drehe ich mich um und wate durch das kalte Wasser zum Strand. Ich habe bisher nicht einmal einen Knöchel sehen lassen, wirklich nicht, aber es verärgert mich zutiefst, in meinem zerschundenen Zustand wie eine böse Versuchung behandelt zu werden.

Als ich das Gras erreiche, das spärlich zwischen den Steinen

wächst, schaue ich zu dem Boot zurück, aber es fährt bereits wieder aufs Meer hinaus. Ich drehe mich um und gehe auf das Kloster zu, gespannt darauf zu sehen, was jene, die dem Tod huldigen, von mir wollen.

Zwei

ZWEI URALTE STEINSTELEN MARKIEREN den Eingang zum Kloster. Die Hühner im Innenhof beginnen gerade erst, sich zu regen, und scharren in der staubigen Erde nach ihrem Frühstück. Als ich näher komme, gackern sie und flattern davon.

Ich bleibe am Tor stehen und wünsche mir, ich könnte ein Eckchen finden und schlafen, bis mein Kopf wieder klar ist, aber der Seemann hatte gesagt, die Äbtissin erwarte mich, und obwohl ich nicht viel über Äbtissinnen weiß, vermute ich, dass sie nicht gern warten.

Mein Herz hämmert wild, als ich die Hand hebe und anklopfe. Die schwere Tür wird sofort geöffnet und gibt den Blick auf eine kleine, reizlose Frau frei, die von Kopf bis Fuß in Schwarz gehüllt ist. Ohne ein Wort zu sagen, bedeutet sie mir einzutreten.

Ich folge ihr durch einen spärlich möblierten Raum und dann einen gleichermaßen spartanischen Flur entlang, der ins Herz des Klosters führt. Die Ordensschwester klopft an eine geschlossene Tür.

»Herein«, befiehlt eine Stimme.

Meine Begleiterin öffnet die Tür und gebietet mir einzutre-

ten. Die Möbel sind schlicht, aber stabil, und frühmorgendliches Licht fällt durch das nach Osten gehende Fenster. Mein Blick wird sofort von der Frau angezogen, die an dem großen Schreibtisch in der Mitte des Raumes sitzt. Sie trägt ein schwarzes Gewand und einen Nonnenschleier, und ihr blasses Gesicht ist atemberaubend schön.

Ohne aufzuschauen, bedeutet sie mir, auf einem der Stühle Platz zu nehmen. Meine Schritte hallen leise in diesem großen Raum, als ich mich ihrem Schreibtisch nähere. Ich ziehe die Decke zurecht, dann setze ich mich.

Die Äbtissin hebt den Blick von ihrer Arbeit, und ich starre in ein Paar Augen, die so kühl und so blau sind wie das Meer.
»Ismae Rienne.«

Ich zucke zusammen, erschrocken darüber, dass sie meinen Namen kennt.

»Weißt du, warum du hier bist, Kind?«

Ich weiß nicht, welche Antwort sie hören will, ich weiß nur, dass mich der plötzliche Drang überkommt, mir ihre Anerkennung zu verdienen. »Weil ich das Missfallen meines frisch ange-
trauten Ehemannes erregt habe?«

»Sein Missfallen erregt?« Die Äbtissin stößt ein leises Schnauben aus, und sie wird mir immer sympathischer. »Nach dem, was ich gehört habe, hat er sich praktisch aus Angst vor dir in die Hosen gemacht.«

Ich spüre die vertraute Scham, die in meine Wangen steigt, und senke den Blick auf den Schoß.

»Die Schuld liegt nicht bei dir, Tochter.« Sie sagt das so sanft, dass ich am liebsten losheulen würde. Ich habe noch nie eine Träne vergossen, nicht während all der Prügel meines Vaters oder Guillos Misshandlung, doch ein paar freundliche Worte



Robin L. LaFevers

Grave Mercy - Die Novizin des Todes

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 544 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-570-40156-9

cbj

Erscheinungstermin: September 2012



[Der Titel im Katalog](#)